
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 258. Bromberg, den 6. November 1936

Der tolle Achaz.

Roman von **Joh. Wilhelm Hendel.**

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Achaz läßt Champagner kommen und sagt: „So nichts und so nichts! Trinkt mit, Brüder, das macht uns das Herz leicht und vertreibt die Sorgen! Ich bin nach Berlin gekommen, um mit euch in den Kampf zu gehen. Prost Brüder, wir stoßen auf verdiente Männer an."

„Auf wen zuerst?"

„Erst Blücher und seine Landwehr!"

Die Gläser klingen.

„Nun Gneisenau und seine Strategie!"

Achaz springt auf den Tisch. „Und besonders den Stein — den Edelstein Deutschlands, und den Scharnhorst, der den neuen Geist schuf und die neue Macht, und Arndt und Jahn!" —

Ringsum dröhnt die Runde von Zurufen.

Ein Kavalier im blauen Rock und weißer Seidenweste tritt an den Tisch, faßt Achaz fest ins Auge und sagt:

„Warum vergessen Sie den König? Ist das Ihre Absicht?"

Achaz lächelt. Die anderen murren. „Wir lassen uns die Trinksprüche nicht vorschreiben. — Wir sind mündig."

Es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen, der Fremde wird beleidigend, da gibt Achaz ihm zwei mächtige Ohrfeigen, rechts und links eine. Das geht so schnell, daß der betäubt ist, ohne sich zu rühren.

Der Kavalier dreht sich um und verläßt im Laufschritt das Weinlokal.

Ein donnerndes Gelächter folgt ihm . . .

Einige Stunden nach dem Vorfall erscheint die Stadtpolizei und verhaftet Achaz aus dem Bett heraus. Eine Erklärung erhält er dann erst, als er im Wagen mit anderen politischen Gefangenen nach Ostpreußen befördert wird: er habe sich als Feind des Königs und des Staates offenbart; der geohrfeigte Kavalier sei ein Regierungsrat der königlichen Kanzlei gewesen.

Achaz hat also jetzt Zeit, darüber nachzudenken, daß man gar kein Verdienst erwirbt, wenn man Gehilfe Scharnhorsts war und nun nach Hause kommt, um sein Leben für die Heimat in die Schanze zu schlagen.

Er siegelt die Beschwerde an das Gouvernement und verspricht, den Kerl, der ihm die Haft besorgt, in Stücke zu hauen, wenn er ihm auf dem Kriegsschauplatz begegnen sollte . . .

Aber das hilft nichts. Die Beschwerde wandert zwar zum Gouvernement, er selbst aber wandert in eine Kasematte, die hart an die Ostsee grenzt und ihm erlaubt, drei Tage lang das Rauschen des Meeres zu hören.

Das Schlimmste aber ist der Mangel an Geld. Nur einen schmalen Betrag hat ihm die Berliner Polizei gelassen; den Rest beschlagnahmte sie bis zur endgültigen Entscheidung über seine Person.

Achaz wird der Schrecken seiner Wärter. Er läßt jeden Tag eine Beschwerde in die Welt gehen.

Er flucht. Er tobt.

Endlich schlägt der Tag der Befreiung. Der Kommandant von Pillau empfängt ihn, entschuldigt sich bei ihm für das Versehen, nachdem die Ohrfeigen als Ursache der Verhaftung festgestellt worden sind, überreicht ihm seinen Reisepaß und setzt ihn in Freiheit.

Achaz sieht an sich herunter und stellt fest, daß sein Schuhwerk sehr mitgenommen ist, seine Kleider beschädigt sind, und sein äußerer Mensch ganz dürftig geworden ist . . .

Stundenlang geht er über das zugefrorene Haff. Ohne Mantel. Der Sturm bläst ihm bis auf die Knochen.

Ein mitleidiger Bauer verpflegt ihn mit Sauerkraut, schönem durchwachsenen Speck und Pellkartoffeln, als sie in Haffkrug ankommen. Endlich Wärme und Essen. Um so dankbarer ist er, da der Bauer es mit ihm teilt. —

Aber dann trifft er in Königsberg Bekannte, und sie leihen ihm Geld. Er kann sich an Stelle des zerrissenen Rockes und der zerrissenen Schuhe neues Zeug kaufen und nach Berlin zurückkehren.

In Berlin läßt er sich anwerben und einkleiden und bekommt einen Brief Lützows überreicht, der ihn anweist, den Befehl über hundert angeworbene Freiwillige, die in Münster auf ihn warten, zu übernehmen und sich nach Krefeld in Marsch zu setzen, wo Lützows Freischar ihr Depot hat.

Inzwischen hat Blücher den Rhein überschritten. In Krefeld übt das Freikorps täglich die verschiedenen Formen des Reiterangriffs.

Eines Tages klopft es an Achaz' Tür.

„Herr Leutnant, die Mannschaften vom Niederrhein sind da!"

„Eintreten lassen!"

Da stehen sie mit lachenden Gesichtern? Krischan, der Wölfing, Will Kröger!

„Wir melden: mit tausend Mann zur Stelle!"

Achaz springt freudig erregt auf sie zu. Er sagt nur ein Wort: "Jungens! — Kameraden!" Die ganze Zeit seiner gefährlichen, wilden Abenteuer im Rücken der Feinde, ist in ihnen noch einmal vor seine Augen gestellt. Er schüttelt ihnen die Hände.

Sie erzählen von Hause. Wilbrecht hatte eine große Feier veranstaltet, als gleich nach dem Einzug der preußischen Truppen auch Fräulein Hortense von Ullius in ihr Schloß zurückkehrte. „Sie fürchtet immer noch, daß der Bruder eines Tages wiederkehrt und sein Recht geltend macht."

Achaz lächelt geheimnisvoll: „Ich habe zwar die Rolle des Bruders gespielt, aber wo der wirkliche Bruder ist, weiß ich nicht und wißt ihr auch nicht. Ich konnte die Rolle nur spielen, weil ich wußte, daß ich ihm außerordentlich ähnlich sah, als ich noch einen Bart trug, und meine Haare und Augenbrauen braun färbte. Ihr wißt ja, warum ich die Rolle gespielt habe, und weil sie mir gelang, deshalb steht ihr jetzt hier, eine Tausendmannschaft, mit neuesten Gewehren ausgerüstet, und Scharnhorst, in dem mir der Tod meinen verehrten Gönner entriß, ist heute

mitten unter uns und freut sich unserer Gemeinschaft. Ihr schweigt über meinen Streich am Niederrhein — unverbrüchlich!"

„Also — unverbrüchlich!" wiederholt er noch einmal . . .

„Unverbrüchlich!" Sie geloben es.

„Eine Bitte möchten wir aussprechen: Dürfen wir fünf zusammenbleiben?" erwidert der Wölf ing. „Die beiden andern warten draußen bei den Mannschaften."

„Genehmigt!"

Und nun haben sie den Feind unmittelbar vor sich. Über Aachen, Lüttich sind sie den Lauf der Maas gefolgt, kamen nach Namur und strebten auf Laon zu.

Das Korps Bülow, zu dem sie gehören, sucht in Eilmärschen Verbindung mit dem Feldmarschall Blücher und seiner schlesischen Armee zu gewinnen. Gemeinsam sollen dann die Truppen den Weg nach Paris öffnen. Noch ist von Blüchers Soldaten nichts zu sehen. Den ganzen Tag ziehen sie durch Wiesen, Pappelalleen und kleine Dörfer. Die meisten sind leer und verlassen. Ein blauroter Zettel klebt am Bürgermeisteramt eines Fleckchens, den sie durchreiten. Achaz steigt vom Pferd und liest ihn.

„Der Leim ist noch feucht!"

Lützow und einige Stabsoffiziere halten an.

„Was steht denn darin?"

„Ein neuer Erlaß Napoleons ist es! Die Bauern werden aufgefordert, zur Flinte zu greifen."

„Dann decken Sie mit hundert Mann als Nachhut unseren Durchzug!" befiehlt Lützow Achaz dienstlich.

Sie reiten auf dem äußersten linken Flügel der Bülowschen Armee. Vor ihnen dunkelt Wald, und einige Höhen begrenzen den Horizont. Achaz hält mit seinen niederrheinischen Reitern am Rand des Buchenwäldchens. An ihnen vorbei in das sanftgeschwungene Tal zieht das Heer. Kanonen klirren vorüber, Verpflegungswagen schwanken durch den Dreck aufgeweichter und aufgewühlter Straßen . . . Märzschnee fliegt über die Marschierenden in dichten Wolken dahin . . .

Achaz schaut. Rings um ihn und die hundert, die bei ihm halten, liegt Stille. Die Landwehr singt da drüben ihre Lieder. Kommandos trägt der Wind vorbei . . .

Immer neue Kolonnen ziehen durch die Pappelalleen . . .

Im Nachtdunkel bezieht die Reiterei Quartier in einem größeren Flecken, an dessen Rand, mitten im Park versteckt, ein verlassenes Schloß liegt.

Lützow und Achaz sitzen nach dem Essen vor dem Kamin, dessen rote Glut gerade einen Arm voll Buchenscheite auffrißt.

„Wann werden wir endlich die ersten Brandenburgischen Husaren sehen? Sonderbar — es ist unmöglich, daß wir falsch eingeschwenkt sind! Eine stärkere Patrouille muß unbedingt nachher nach Süden reiten, um Blüchers Spitzentruppen zu erreichen. Ich ahne, daß es morgen losgeht!"

„Ich werde reiten!" sagt Achaz.

Lützow klopft seine Pfeife. „Auf dem Kongreß von Chatillon haben die Diplomat en geschachert wie um ein fettes Schwein. Holland sollte beim Friedensschluß sogar Köln und Aachen bekommen. Kannst du dir denken, daß es Idioten gibt, die so etwas vorschlagen?"

„Ich traue Metternich nicht. Er ist unser schlimmster Feind. Der aalglatte Salonheld will uns um die Früchte unserer Siege bringen. Der König sollte den Stein gewähren lassen — dann hätten wir morgen das einige deutsche Vaterland!"

Lützow schmunzelt behaglich. „Ja, der Stein! Der spuckt Feuer gegen die Rheinbündler."

„Laßt mich jetzt zwei Stunden schlafen! Meine Knochen bleiben einfach nicht mehr stehen. Wenn du noch die erforderliche Puste hast, dann los, nimm dir ein paar Leute und gehe kundschaften."

Achaz schreitet die Schloßtreppe hinab ins Erdgeschoß.

Er sucht Will und Wölf ing. Im Schloß sind sie nicht. Also, da sind sie wohl bei den Pferden. Achaz geht nach den Stallungen. Als er eintritt, spielt jemand Flöte. Und das ist Will, der unter einer trüben Stallaterne mit dem Wölfing auf den Strohsäcken sitzt und das traurige Lied von der ungarischen Schönen bläst, die an der Donau spazieren ging und ihrem Liebsten untreu wurde. Der Wölfing sitzt dabei und macht ein gelangweiltes Gesicht. „Bleibt sitzen, Kameraden, der Häuptling verzichtet auf eure Strammheit. Augenblicklich sieht es niemand, und was das Reglement befiehlt, das wißt ihr ja, wenn es darauf ankommt. Also, warum hockt ihr hier alleine und blast Trübsal? Mir scheint, ihr flennt beide innerlich über was?"

Der Wölfing druckst an einer Ausrede herum. Schließlich kommt es heraus: der Will Kröger, seit Kindesbeinen ein Gespensterseher, hat Ahnungen, daß er morgen fallen werde.

Will lächelt resigniert. „Der Wölfing glaubt nur das, was er sieht, und er meint, ich hätte Angst vor der Schlacht. Aber stellen Sie mich hin, wo Sie wollen, Herr Leutnant, und wir werden sehen, ob mir der Mut fehlt."

„Gleich kannst du das zeigen, Will. Los, kommt mit! Ohne Pferde! Wir müssen Patrouille gehen."

Sie nehmen die Gewehre und verlassen das Schloß. Im Park ist es dunkel und still. Eine Schleiereule ruft klagend durch die dunkle Nacht. Als sie aus den Taxushecken heraustreten wollen, hält Achaz, der vorangeht, die Freunde zurück. „Da vorne ist es nicht ganz geheuer. Hört einmal! Es klingt wie Marschkolonnen."

Spärliches Mondlicht sickert ab und zu durch weiche, jagende Frühlingswolken auf die Straße, auf der die Nässe des verflossenen Regentages blinkt. In der Ferne prasselt Gewehrfeuer. Dann wieder tiefe Stille.

Achaz horcht hinaus. „Wir gehen hier die Allee runter. Da sieht uns keiner. Die Büsche sind dicht!"

Sie wandern eine Viertelstunde und noch eine. Alles bleibt still. Hinter dem Wald lodert Feuerschein.

Ein kleines Birkenwäldchen mit viel Unterholz öffnet sich vor ihnen. Sie schleichen vorsichtig darauf zu.

Da krachen die Schüsse . . . Will Kröger greift an die Brust, röchelt und fällt aufs Gesicht . . . „Feierabend!" — sagt sein letzter Atemzug . . .

Achaz und Wölf ing springen in die Deckung der Büsche und feuern. Eine französische Patrouille — zwei Mann fallen. Nun wird es auch links vor Achaz lebendig. Deutsche Rufe: „Rechts hinüber! Dort laufen sie!" Schüsse durchpeitschen die Luft der dunklen Nacht. „Halt!" — Plötzlich sieht Achaz ein paar Gestalten auf sich zukommen. „Junge!" schreit einer, „das sind Lützower!"

„Wohl schlesische Landwehr?" ruft er den Kameraden entgegen. Das Mondlicht scheint jetzt heller. „Jawohl, Landwehr, Herr Leutnant!"

Wie sehen sie aus! Verdreckt, das Lederzeug geflickt, die Uniformen längst unvollständig, von Bärten umweht — aber Helden der Schlachten, erprobt in tausend Gefahren.

„Höchste Zeit, daß ihr kamt! Wir sind mitten im Nachtgefecht. Da drüben links steht das Korps Marmont!" Der Führer der schlesischen Abteilung reicht Achaz die Hand. „Wir haben Ihren linken Flügel gesucht. Sie sollen so schnell wie möglich mit der ganzen Reiterei halbrechts dort drüben Stellung beziehen, um den Feind in der linken Flanke zu fassen. Befehl von General York!"

Ade, Will! Nicht einmal begraben können wir dich in dieser Stunde! Nur noch in die Büsche legen, in der Hoffnung, daß das Geschick uns leben läßt, damit wir dir Morgen die letzte Ehre erweisen können.

Fliegenden Atems gehen sie ins Schloß zurück. Alarm — aufgesessen! In größter Eeile geht es über das Blachfeld. Links drüben brennt ein Dorf. Es ist Athis. Dort haben sich die Tapferen Yorks und Kleists in den Feind verbissen . . . Lützow führt seine Scharen ungestört in die Deckung des Walddunkels. Befehle werden eingeschärft. Es geht gegen die Artilleriestellungen — das Korps bekommt den Befehl, sich in möglichster Stille zu nähern, und wenn die Ostpreußen das Dorf stürmen, die Artillerie zu überrumpeln, dann aber das Schlachtfeld zu säubern . . .

Das Mondlicht hellt das Gelände auf. Dennoch — der Feind ist nur undeutlich zu erkennen . . .

(Fortsetzung folgt!)

Kleines Gesicht im Regen.

Skizze von Paul Wolff.

Grauer Herbstregen, graue Menschen, eine graue Straße in der Stadt. Hans Peter bohrt die Hände noch tiefer in die Manteltaschen und verkriecht sich hinter dem hochgeklappten Kragen. Mit tausend spitzen Nadeln treibt der Wind den Regen ins Gesicht. Steif und mißmutig marschiert man über die glatten triefenden Steinfliesen.

Der Schupo an der Straßenkreuzung im regenglänzenden Gummiumhang sieht aus wie ein lackierter Pilz. Gebieterisch hemmt sein weißer Handschuh das Häuflein nasser, frierender Menschen. Hans-Peter bleibt mit den anderen stehen. Ein vorüberrauschender Wagen ergießt einen schmutzigen Wasserschwall über seine Hose. Jetzt ist die Bügelfalte endgültig hin. Seufzend stapft Hans-Peter über die freigegebene Fahrbahn und quert verdrossen den Guß einer schadhaften Dachrinne.

Die Läden sind schon erleuchtet, Lichtreklamen spiegeln sich im schwarzen Asphalt. In Schwaden steigt die verdampfende Nässe aus den Menschenmassen auf, und immer noch rieselt es vom unsichtbaren Himmel.

Die schmutzbespritzten Strümpfe der Frauen und Mädchen, die aufgeweichten, flatternden Hosenbeine über hastenden Füßen erregen für Augenblicke Hans-Peters Aufmerksamkeit. Er erfindet den Beinen Ziele — seltsamerweise recht entfernte Ziele; in das Bedauern mischt sich sogar ein Teilchen Schadenfreude, wenn er an sein nahes warmes Zimmer denkt.

Die entgegenkommenden Gesichter sind naß, als ob die Menschen über das traurige Wetter Tränen vergießen. Auch an Hans-Peters Nase hängen kalte Regentropfen. Mit sich, dem Regen und der Welt zerfallen schielt er fast neidvoll in die Auslage eines Schaufensters, wo Puppen in bequemen Sesseln um ein nachgemachtes Kaminfeuer sitzen. Sein Weg kommt ihm gar nicht mehr kurz vor, gar nicht mehr kürzer als die schadenfroh ausgemalten Wege der anderen. — Halb nach rückwärts schon schielt Hans-Peter noch einmal in das Schaufenster, und wieder ist dieser kleine helle Fleck da, der kleine helle Fleck, den er nun schon zum zweiten Mal halb unbewußt mit den Augenwinkeln erfaßt.

Er weiß selbst nicht, warum er trotz Nässe und Widerstrebens den Kopf noch einmal hinwenden muß. Er blickt in ein kleines nasses Gesicht über einem noch nasseren hellen Pelzkrägelchen. Der Regen rollt in großen schweren Tropfen über die Wangen, und die Lippen zittern in diesem Gesicht.

Gleichgültig starrt er wieder geradeaus. Es war nur ein kurzer schneller Blick gewesen. Also der helle Fleck! Ein Pelzkragen! Aber irgendetwas über diesem Kragen stimmt doch nicht! Er weiß nun, daß dieses Gesicht recht hübsch ist, aber irgendwas ist da nicht in Ordnung. Da er kein langes, meist nutzloses Grübeln liebt, blickt er sich gleich noch einmal um. Und jetzt weiß er auch den Grund: Das kleine Fräulein weint. Die großen runden Tropfen sind richtige Tränen, das ist nicht mehr der Regen allein.

Plötzlich hat Hans-Peter alles andere vergessen. Regen, Nässe und Unbehagen. Er ist nicht neugierig, bestimmt nicht, nur Tränen kann er nicht sehen ohne den Wunsch, zu trösten und zu helfen.

Der helle nasse Pelzkragen ist nun dicht neben ihm, fast könnte er ihn mit der Schulter berühren. Und die Tränen in dem kleinen Gesicht fließen immer weiter, rollen über die Wangen und tropfen in den hellen Kragen.

In Hans-Peters Brust wird es warm vor Mitleid. Leise berührt seine Hand den nassen Ärmel neben ihm, und ganz behutsam klingt seine Stimme: „Liebes Fräulein, warum weinen Sie? Was ist denn geschehen?"

Aber die Tränen fließen weiter, und die Tropfen fallen nur noch runder und dichter in den Pelzkragen.

Nach hundert Schritten könnte Hans-Peter fast alle Hoffnung aufgeben, jemals diese Flut zu dämmen. Doch immer wärmer werden seine Worte, und seine Hand streichelt leise den nassen Ärmel neben ihm. Nach vielen, vielen Schritten macht er sogar die Tür zu einer kleinen, herrlich warmen und trockenen Konditorei auf, und hier hört Hans-Peter eine kleine Tragödie.

Stockend und leise kommt es heraus, daß man viel arbeiten muß, bis der kleine Kopf kaum noch mitkann, und so war es halt geschehen, daß heute Geld gefehlt hatte — nicht viel, aber für das kleine Mädchen eine große Summe. Man hatte gescholten, und man hatte gedroht, aber das Schlimmste war doch der böse Verdacht . . .

Und die Tränen fangen wieder an zu fließen. —

Dann sitzen sie beide noch lange in der kleinen Konditorei, und Hans-Peter spricht mit seiner ruhigen Stimme und streichelt die kleinen Hände, bis die Tränen nicht mehr fließen. Morgen abend aber werden sich Hans-Peter und das kleine Mädchen wieder hier treffen, und dann wird bestimmt alles schon längst wieder in Ordnung sein. Der böse Chef wird einen dummen Fehler gefunden haben, und sie beide werden lachen und lustig sein, nicht wahr, kleines Mädchen?

Getröstet läßt sich das kleine Mädchen nach Hause bringen, und Hans-Peter erhält sogar einen ganz kleinen Kuß, weil er so lieb und nett war —

Spät kommt er selbst nach Hause, aber er hat kaum Zeit, sich endlich über sein warmes gemütliches Zimmer zu freuen. Er zählt sein Geld mit einem etwas traurigen und doch glücklichen Lächeln, denn er weiß, daß er dem kleinen Mädchen helfen kann. Einen dicken warmen Mantel wird er sich nun nicht kaufen können, aber wenn sein Herz warm und froh ist, wird er auch im alten dünnen Mantel nicht frieren. Und in der Nacht träumt er von dem kleinen Mädchen und dem kleinen Kuß. —

Am andern Morgen geht Hans-Peter wieder durch die lange Straße, aber heute ist sie nicht mehr naß und grau, denn die Sonne scheint wieder — auch in Hans-Peters Herzen. Er geht zu dem Betriebsführer und gibt ihm genau so viel Geld, wie gestern in der Kasse fehlte. Er entschuldigt sich, daß er es nicht gleich gemerkt hat, wie ihm das junge Mädchen mehr herausgegeben hat, als er bekommen sollte. Und nun wäre doch wohl alles in Ordnung, nicht wahr? — Der Betriebsführer lächelt und freut sich vielleicht, daß sein Verdacht unbegründet gewesen ist. —

Hans-Peter geht langsam durch die Sonne und denkt an den Abend und an die kleine Konditorei. Vielleicht träumt er wieder von einem — nein, sicherlich träumte er von vielen kleinen Küssen . . .

Verwirrung.

Erzählung von Karl Bahnmüller.

In der Mittagspause saßen die Mädchen alle am Bretterzaun, wo sich die milde Wärme der Sonne im Holz verfing, und sie blinzelten über die braune Halde, die sich dunstig ins Endlose rollte. „Seht mal", sagte eine, die sich Hilde rufen ließ, und sie klirrte mit einer glitzernden Halskette, „seht mal, die hat er mir geschenkt."

Ihr ganzes rotes, rundes Apfelgesicht strahlte, und in ihren Augen waren kleine Lichter.

„Hübsch", meinte Marie, die kleine Dicke, „die würde mir auch gut stehen." Und sie wollte noch mehr sagen, aber die alte Giesecke fiel ihr ins Wort.

„Ach ihr dummen Dinger, ihr", begann sie, „laßt euch doch die Köpfe nicht verdrehen von den Männern. Ich will euch was sagen: Wie ich noch in der Spinnerei arbeitete, also damals . . .

Es war die düstere Geschichte, die jeder schon mindestens ein halbes dutzendmal hatte anhören müssen. Sie hatte kein Glück gehabt, diese Frau, das konnte man ihr ansehen. So verzogen war ihr Gesicht, als habe sie viel Bitteres geschmeckt. Und sie fand kein Ende heute: „Warte, sage ich ihm, warte doch! Aber von einem Tag zum andern . . ."

Man hörte schon längst nicht mehr hin. Nur Hilde hatte sich weitaufgemacht. Sie spielte mit ihrer Kette, und es ging ihr kein Wort verloren. Vom Hof herüber kamen etliche matte Glockenschläge.

„Tja", sagte Marie im Aufstehen, „was du uns da erzählt hast, mag ja seine Richtigkeit haben. Aber nicht jeder ist so; es gibt auch solche, die ein Mädel nicht sitzen lassen."

Die alte Frau lächelte, und ihr Lächeln war mitleidig. Niemand sagte noch etwas. Man packte zusammen und ging langsam hinüber in den Hof der Altpapierhandlung.

Als an diesem Nachmittag, der grau wurde und blind, noch eine Fuhre anrollte, sagte der Platzmeister, sie müßten fertig werden bis zum Abend. Er nickte den Mädchen aufmunternd zu, auch Hilde, die nun still war und nachdenklich. Manchmal blickte sie eilig hinüber zur alten Giesecke. Verwittert war dieses Gesicht, ausgehöhlt und gedrückt in den

vielen Jahren. Dann, als sich die Blicke trafen, starrte Hilde verlegen und wie zur Ausrede zum Himmel hinauf, der verraucht war und unruhig. Eiliger gingen ihre Hände hin und her. Wie scharfe Vogelschnäbel hieben sie in den Papierhaufen, und was das Mädchen erhaschte, das teilte sie, nach schneller Prüfung, diesem Korbe zu oder jenem, wie sie es gelernt hatte. Und man wurde fertig, wenn es auch schwer hielt. Jetzt lag das Papier in seine Sorten geschieden, in Ballen gepreßt, mit Eisenband umschnürt, fertig zum Versand in die Papiermühle.

„Na, also", lachte der Platzmeister und ging mit breiten Schritten über den Hof. Die Glocke bimmelte Feierabend.

Sie huschten hinüber in die Bude und zogen sich um. Hildes Haare standen ein wenig kraus über der runden Stirn, sie strich darüber und konnte nicht fertig werden. Dann, als sie hinaustrat in den Hof, wo die Dunkelheit schon über die windschiefen Schuppen kroch, sah sie den Platzmeister, und er winkte. Ja, war denn sie gemeint? Aber da war niemand mehr außer ihr.

Sie trat näher.

„Sie nehmen mir ein paar Briefe mit, ja?" fragte er. Hilde nickte. „Warten Sie noch einen Augenblick! Es dauert gar nicht lange."

Sie nickte wieder, und wie sie auf einer leeren Kiste saß, trat noch eine aus der Bude. Es war Marie, die kleine Dicke:

„Kommst du mit?"

„Nein", gab Hilde zurück, und sie überlegte, ob sie der anderen etwas sagen sollte. Sie könnte vielleicht Emil benachrichtigen, der draußen stand vor dem Tor. Sie käme gleich, müßte Marie sagen, und Emil möchte nicht gehen. Aber sie schwieg, ein eigentümlicher, unerklärlicher Widerwille hielt sie davon ab. Schon war Marie auch weitergeschritten, die lange Einfahrt hinunter, auf die Straße hinaus. Und am Himmel erlosch unterdes das letzte der trüben, rötlichen Flämmchen.

Dann, als Hilde es schier nicht mehr ertrug, da auf ihrer Kiste zu sitzen, kam der Platzmeister: „Also hier sind die Briefe. Stecken Sie sie richtig in den Kasten. Und schönen Dank auch!"

Sie rannte die Einfahrt hinab. Ich kann nichts dafür, Lieber, würde sie draußen zu Emil sagen, der gewiß gefroren hatte. Aber draußen bei der Laterne, die von gelben Blättern umwirbelt war, dort stand kein Emil. Niemand stand dort. So lange hatte es doch nicht gedauert! Doch jetzt durfte sie nicht in sich hineinhorchen, sonst wurde der Schmerz inwendig rege. Sie blickte hinüber zur Elektrischen. Eine lange Weile später klingelte es dort, und jener singende Ton drang herüber, der wie Kinderweinen anhebt und aufsteigt. Manchmal noch blitzte es blau in den Drähten, schon sehr weit weg. Es konnte doch nicht wahr sein, was die alte Giesecke sagte. Sie lief und lief, steckte die Briefe in den Kasten und wehrte dem Schmerz, der sich nicht bannen ließ.

Gleich, als sie um die Ecke gebogen war, sah sie ein Paar in der Torfahrt stehen. Einen Augenblick lang war sie gewiß, aber dann zweifelte sie, und ein Stich fuhr ihr durch die Brust. Deutlich wie eine andere sah sie sich auf dem Weg, der bis zu seinem Haus führte. Da lief sie, ein Mädchen, das Herz klopfte ihr laut, und es war noch eine lange Strecke. Aber auch sie würde einmal ein Ende haben, und es würde gewiß sein. Hernach war es eine heiße, schier unsinnige Freude, als sie sein braunes, erstauntes Gesicht aus dem Haufen heraus auf sich zukommen sah.

„Hilde! Was ist denn mit dir?"

Sie brachte nichts heraus, aber nur, weil es so schwer war, das Richtige zu sagen. Es mochte auch sein, daß sie taumelte. Es sahen so viele Augen auf sie.

„Komm!" sagte er, und er nahm ihren vollen, festen Arm, und sie gingen ein Stück weiter, aus dem Licht heraus.

„Was hast du denn? Sag's doch!"

„Ach, es ist nichts mehr, jetzt ist alles, wie es sein sollte."

Sie griff nach seiner Hand, die groß und kräftig war, rauh auch vom körnigen Steinstaub in den Ritzen.

Etwas muß mit ihr geschehen sein, dachte er, sah sie mit unruhigen Augen an, und er wußte nicht, wie er es machen sollte.

„Ist es dir zu kalt geworden?" fragte sie endlich.
„Zu kalt? Wieso?"
„Da, als du auf mich gewartet hast", sagte sie nicht laut.
„Aber die kleine Dicke sagte doch . . ."
„Was sagte sie?"

„Du hättest noch zu tun. Aber warum . . . was heißt denn das alles?"

„Oh, nichts, nichts", antwortete Hilde und war ganz verwirrt, „ich dachte . . . ach, ich bin ein dummes Ding. Die alten Weiber reden so viel."

„Möglich", meinte Emil, und sie gingen die Straße vollends hinab, und Hilde ließ seine Hand nicht los.



Bunte Chronik



König Eduard schießt mit der Kamera.

König Eduard VIII. ist nach Balmoral Castle abgereist, um oben in Schottland Moorhühner und Hirsche zu schießen. Die Moorhuhnjagd ist in diesen Herbstwochen für alle, die zur englischen „Gesellschaft" gehören, genau so „Seasonpflicht", wie die Beteiligung an den großen Bällen, Empfängen und Parties im Mai, der Zeit, in der das gesellschaftliche Leben in London auf dem Höhepunkt ist. Aber König Eduard denkt weniger daran, mit der Flinte über die schottischen Moore zu streifen. Er ist kein großer Jäger, ganz im Gegensatz zu seinem Vater, der dem edlen Waidwerk mit Begeisterung und großer Geschicklichkeit anhing. König Eduard zieht lieber mit der Kinokamera aus und er hat bereits einige kapitale Hirsche vor sein Objektiv bekommen. Die Kamera war auch schon bei früheren Jagdzügen, auch bei denen auf Großwild in Afrika, seine ständige Begleiterin. Er hat dort im Jahre 1928 zwar sein Pensum an Elefanten und Löwen kavaliermäßig erledigt, aber es machte ihm viel mehr Spaß, mit der Kamera dem Tierleben in der Wildnis nachzuspüren. Das war manchmal für seine Begleitung eine Quelle großer Sorge, denn der Prinz kümmerte sich mehr um den richtigen „Schnappschuß" als um seine eigene Sicherheit. Und das war natürlich für die Begleitung nicht immer sehr angenehm.



Lustige Ecke





Die Sorgen des Vaters.

„Mama, weshalb hast du dich nicht mit so einem verheiratet wie Adolfs Vater, er bekommt immer die Note vorzüglich für seine Hauslektionen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.